



THOMAS  
KIEHL

DAS

T H R I L L E R

JUNGBLUT  
SERUM

NIIB  
NIV  
NTOIIZ

THOMAS KIEHL

# Das Jungblut-Serum

Thriller

BEN  
VINTO

*Diese Geschichte ist frei erfunden. Tatsächlich existierende Personen und Firmen wurden verändert und/oder vom Autor ausgedacht, Geschehnisse anderen und/oder fiktiven Personen zugeordnet. Verbleibende Übereinstimmungen mit etwaigen realen Personen wären somit rein zufällig und sind nicht gewollt.*

Sämtliche Angaben in diesem Werk erfolgen trotz sorgfältiger Bearbeitung ohne Gewähr.

Eine Haftung der Autoren bzw. Herausgeber und des Verlages ist ausgeschlossen.

1. Auflage 2022

Copyright © 2022 Benevento Verlag bei Benevento Publishing Salzburg – München, eine Marke der Red Bull Media House GmbH, Wals bei Salzburg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Medieninhaber, Verleger und Herausgeber:

Red Bull Media House GmbH

Oberst-Lepperdinger-Straße 11-15

5071 Wals bei Salzburg, Österreich

Satz: MEDIA DESIGN: [RIZNER.AT](http://RIZNER.AT)

Gesetzt aus der Minion Pro, Futura

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotiv: © plainpicture/C&P

ISBN: 978-3-7109-0143-0

eISBN: 978-3-7109-5136-7

# Inhalt

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24  
Kapitel 25  
Kapitel 26  
Kapitel 27  
Kapitel 28  
Kapitel 29  
Kapitel 30  
Kapitel 31  
Kapitel 32  
Kapitel 33  
Kapitel 34  
Kapitel 35  
Kapitel 36  
Kapitel 37  
Kapitel 38  
Kapitel 39  
Kapitel 40  
Kapitel 41  
Kapitel 42  
Kapitel 43  
Kapitel 44  
Kapitel 45  
Kapitel 46  
Kapitel 47  
Kapitel 48  
Kapitel 49  
Kapitel 50  
Kapitel 51  
Kapitel 52  
Kapitel 53  
Kapitel 54  
Kapitel 55

Kapitel 56  
Kapitel 57  
Kapitel 58  
Kapitel 59  
Kapitel 60  
Kapitel 61  
Nachwort  
Danksagung

# Prolog

**1610, Burg Čachtice**

**Wohnsitz der Gräfin Elisabeth Báthory-Nádasdy**

Es war Dezember, kurz nach Weihnachten. Durch das kleine Burgfenster drang nur wenig Licht. Gräfin Báthory-Nádasdy stand mit zwei ihrer Diener vor einem großen Spiegel. Tränen flossen ihre fahlen Wangen herab, der geöffnete Mund wie ein stummer Schrei.

»Seht ihr, wie meine Haut welkt?«, flüsterte sie beinahe tonlos.

Sie war nackt. Doch sie fror trotz der Kälte nicht. Man sagte, sie gleiche einer Frau um die dreißig, dabei hatte sie die fünfzig bereits überschritten. Aber was kümmerte sie, was die Menschen sagten. Der Spiegel sprach eine ganz andere Sprache. Tiefe Falten begannen sich wie Ackerfurchen durch ihr Gesicht zu fräsen. Ihr Busen, zwei hängende Säcke. Und ihre Haut - schlaff wie die eines gekochten Huhns.

»Raus! Holt mir neue Mädchen! Möglichst jung müssen sie sein, hört ihr? Und dann bereitet mir ein neues Bad.«

Die Diener eilten davon, um nach dem zu suchen, wonach ihre Herrin verlangte. Die Alchemie hatte es der Gräfin angetan. Sie experimentierte viel, vor allem mit Blut, jungem Blut, für das sie die Mädchen und jungen Frauen töten ließ.

Als der königliche Stadthalter von dem Treiben auf der Burg erfuhr, war das Schicksal der Gräfin und ihrer Diener jedoch schnell besiegelt. Schuldig des Mordes an über hundert Frauen ließ man die Diener hinrichten. Die Gräfin mauerte man indes - aufgrund ihres Standes ohne Urteil - in einen Trakt der Burg ein. Sie verstarb drei Jahre später. Ihr Traum von der ewigen Jugend wird der Menschheit hingegen wohl für immer erhalten bleiben.

So (oder so ähnlich) muss es sich nach den Angaben von Historikern um das Jahr 1610 auf der Burg Čachtice in der heutigen Slowakei zugetragen haben. Die Grausamkeiten der Gräfin Elisabeth Báthory-Nádasdy, auch als »Blutgräfin« bekannt, wurden Ausgangspunkt von vielen Geschichten und sollen auch Bram Stoker zu seinem Werk *Dracula* mit inspiriert haben.

Die Zukunft hat bereits begonnen:

*You must be at least 30 years old to receive this treatment. [...] Our blood is obtained from licensed blood banks within the United States and is matched to your blood type. [...] 1 liter: \$5.500, 2 liters: \$8.000.*

Ambrosia Plasma<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Zuletzt abgerufen am 09.08.2021 unter [www.ambrosiaplasma.com](http://www.ambrosiaplasma.com). In der Zwischenzeit wurde diese Website gelöscht. Existent ist am 21.06.2022 noch der Facebook-Auftritt unter »Ambrosia Plasma«.

# 1

**Mittwoch, 21. Mai 2003**

**Auf einer Insel in der Ostsee, Nordschweden**

In dem kleinen Büro von Bürgermeister Granqvist herrschte eine ausgelassene Stimmung. Granqvists Frau Wilma hatte für Gebäck, Kuchen und Kaffee gesorgt, die Gäste für den Champagner. Ein paar der einflussreicheren Bürger der Insel und deren Frauen hatte er eingeladen, darunter den ansässigen Bauunternehmer, den Pfarrer, diverse Bauern, den Leiter der Polizeidienststelle. Aus Deutschland war der komplette Vorstand des jungen Pharma-Start-ups angereist.

Granqvist war sich sicher, dass er mit dem Vertrag, den er soeben unterschrieben hatte, auf geniale Weise gleich mehrere Fliegen mit einer Klappe geschlagen hatte. Zum einen würde das Projekt einiges an Geld in die leere Stadtkasse spülen, was nach dem Konkurs des Sägewerks auf der Insel dringend nötig war. Zum anderen schien das, was die Herren des Pharmaunternehmens versprochen, wirklich bahnbrechend zu sein. Die Inselbewohner würden ihn, den Bürgermeister, noch Jahrzehnte dafür feiern, dass er ihnen diese einzigartige Möglichkeit geschenkt hatte. Sie durften, fast als erste Menschen der Welt, dieses Wundermittel testen. Versuche an Tieren waren zumindest sehr erfolgversprechend gewesen. Und auch die ersten

Tests an Menschen machten Hoffnung. Es war fast zu gut, um wahr zu sein.

Natürlich hatte Granqvist in dem Vertrag darauf geachtet, dass niemand zu »seinem Glück gezwungen wurde«, wie er gern sagte. Die Teilnahme an der Langzeitstudie beruhte auf Freiwilligkeit. Aber er hatte auf der letzten Bürgerversammlung auch klargemacht, dass der Deal nur dann zustande kommen würde, wenn mindestens zweihundert Inselbewohner die ihnen vorgelegten Verträge unterschrieben.

Zum Glück vertrauten ihm die Einwohner der Insel, so dass die Mindestanzahl an Probanden schnell erreicht war; sicherlich auch deshalb, weil er mit gutem Beispiel vorangegangen war und sich selbst bereits die erste Spritze hatte setzen lassen.

Carsten Schmidt-Lüder, der Chief Executive Officer und Gründer des Pharma-Start-ups aus Deutschland, ein großer, hagerer Mann mit einer durchaus sympathischen Ausstrahlung, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. »Mr Granqvist«, begann er auf Englisch. »Ich glaube, Ihre Insel hat Ihnen viel zu verdanken. Sie können mir glauben, es gab Orte, die hätten für weniger Geld unterschrieben. Aber es geht uns schließlich um eine langjährige, vertrauensvolle Partnerschaft. Da ist es wichtig, Menschen wie Sie an Bord zu haben, Partner, die genauso an die Sache glauben wie wir. Es freut mich daher sehr, Sie auf unserer Seite zu wissen. Dafür möchte ich mich im Namen aller meiner Kollegen bei Ihnen bedanken.«

»Vielen Dank«, sagte Granqvist, sichtlich geschmeichelt und auch ein wenig berührt. Er nickte Schmidt-Lüder freundlich zu. Dann wandte er sich an die anwesende Gesellschaft. Er straffte stolz und zufrieden die Schultern, hielt eine kurze Rede, ebenfalls auf Englisch, damit sie auch die Gäste verstanden, die er mit den Worten enden

ließ: »Und nun lasst uns gemeinsam auf diesen wunderbaren Moment und auf unsere Zukunft anstoßen. Eine Zukunft, die für die meisten von uns noch sehr lang sein dürfte.« Er lachte. Es wurde geklatscht. Gläser stießen aneinander. Dann endlich ein erster Schluck von dem köstlichen Schampus.

## 2

### ***Sechszwanzig Jahre später*** **Montag, 31. Juli 2029** **Kemi-Tornio, Finnland**

Dem Gespräch, das sie in dem Hotelzimmer in der Nähe des Flughafens von Kemi-Tornio führten, war ein E-Mail-Austausch vorausgegangen, in dem man das Problem nie wirklich beim Namen genannt hatte, weil auf beiden Seiten Bedenken bestanden, dass die E-Mails ihnen zu einem späteren Zeitpunkt auf die Füße fallen könnten.

»Was wollen diese Idioten denn noch, damit sie endlich Ruhe geben?«

»Beachte sie einfach nicht. Wir haben alles unter Kontrolle. Glaub mir.«

»Fällt mir ehrlich gesagt schwer. Was ist mit dieser Frau, die da in den sozialen Medien gegen uns wettet? Auf sämtlichen Plattformen! Das bekommen wir nicht unter den Teppich gekehrt. Zum Glück nimmt die keiner ernst. Aber wenn die Presse auf den Zug aufspringt und da eine Geschichte draus webt ... Weißt du, was dann los ist?«

»Natürlich.«

»Natürlich. Das ist alles, was dir dazu einfällt?«

»Alles ist gut.«

»Wie, alles ist gut?«

»Das Problem hat sich von selbst gelöst.«

»Von selbst? Ihr habt doch nicht etwa Geld ...«

»Nein, kein Geld.«

»Zum Glück. Geld wäre ein indirektes Schuldanerkenntnis gewesen. Zudem würde es nicht lange dauern, dann würde sie mehr wollen. Und nicht nur sie. Die halbe Insel, wenn sich herumspricht, dass sie damit durchgekommen ist.«

»Sie hat sich umgebracht.«

Für einen Moment sagte keiner etwas. Beide richteten ihren Blick betreten zu Boden.

»Verstehe. Ich hoffe, das führt zu keinen Schlagzeilen.«

»Es war Selbstmord. Für die Polizei gibt es keinen Zweifel.«

Einem tiefen Schnaufen folgte ein: »Wie auch immer. Vielleicht besser so.«

Erneute Stille.

»Wir können den Studien doch trauen, oder? Es gibt da keinen Zusammenhang? Da seid ihr absolut sicher?«

»Wie oft soll ich das noch sagen: Ein Präparat mit derartigen Folgen auf den Markt zu bringen, wäre allein wegen der drohenden Schadenersatzforderungen undenkbar.«

»Ich weiß. Es ist nur wirklich seltsam ...«

»Was auch immer der Grund ist, es hat nichts mit *Insovital* zu tun. Ganz sicher. Wir haben unsere Hausaufgaben gemacht. Ich würde euch daher dringend bitten, dass auch ihr eure erledigt.«

## 3

### *Ein halbes Jahr später*

**Donnerstag, 25. Oktober 2029**

**In der Nähe von Haparanda, Nordschweden**

Wie der Spaziergang über einen Friedhof an einem Sommertag, dachte Lena, während sie der Musik aus den Lautsprechern lauschte. Obwohl die Melodie eigentlich fröhlich war, hatte das Lied durch die dunkle, warme Stimme von Zarah Leander eine unterschwellig traurige Note.

Der alte Volvo rollte indessen ermüdend langsam über die schmale Landstraße. Die vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit von 80 km/h unterschritt Astrid konstant. Lena war niemand, der gerne raste. Trotzdem begann sie das Schnecken tempo zu nerven.

Viel gesprochen hatten sie noch nicht, seitdem Astrid Lena auf dem kleinen finnischen Flughafen Kemi-Tornio nicht weit hinter der schwedischen Grenze abgeholt hatte. Lena sah auf die Uhr. Sie waren jetzt eine knappe Dreiviertelstunde unterwegs. Obwohl es noch nicht einmal vier Uhr war, war die Sonne bereits hinter dem Wald, der die Straße säumte, verschwunden. Die angrenzenden Bäume verloren ihre Farbe, und im Wald selbst herrschte bereits Dunkelheit.

An sich liebte Lena Wälder. Sie liebte Bäume, besonders die hohen und starken. Sie liebte die weichen Moosfelder, das pralle Grün der Farne, den Duft von feuchtem Laub und sauerstoffgeschwängelter Luft. Am Tag fühlte sich Wald für sie immer wie Heimat an. Nachts hingegen weckte er in ihr dasselbe ängstliche Gefühl, das sie überkam, wenn sie schnorchelnd im Meer schwamm und der Boden plötzlich nicht mehr zu sehen war. Je dunkler, desto schlimmer. Es war die Furcht davor, in etwas hineingesogen zu werden, aus dem sie nicht wieder herauskam.

Lena wandte ihren Blick ab und sah zu dem Traumfänger, der vom Rückspiegel baumelte. Sie hatte Traumfänger noch nie gemocht. Das spinnennetzartige Muster in der Mitte und die am Rand befestigten Federn erinnerten sie an die abstoßenden Devotionalien eines Voodoo-Doktors oder einer Hexe. Ihre Mutter hatte ihr als Kind ein besonders großes Exemplar ans Fenster gehängt. Anstatt böse Träume zu vertreiben, hatte er jedoch eher welche ausgelöst. Lena hatte ihn deshalb abgenommen, doch ihre Mutter hatte ihn immer wieder zurückgehängt. Er sei gut gegen die Gedanken, die sie sich mache, viel zu viele für so ein kleines Mädchen, behauptete sie. Sie liebte okkulten Schnickschnack. Jedem esoterischen Trend – egal ob Geisterbeschwörung, Trommelworkshops oder durch irgendwelche selbst ernannten Schamanen angeleitete Trancetänze – lief sie kritiklos hinterher. Hauptsache, man konnte die »Wahrheit« erspüren und musste sich nicht mühsam mit wissenschaftlichen Erklärungen auseinandersetzen, die ihre Mutter nicht verstand. Nachdem der Traumfänger bei Lena keine Wirkung zu haben schien, wurde ein Schlafkräuterkissen angeschafft und schließlich Bachblütentropfen, die ihre Mutter ihr jeden Tag in ein Glas Wasser tröpfelte, das sie dann austrinken musste.

Lena hatte sich geschworen, nie wie sie zu werden – nicht äußerlich und nicht innerlich. Keine buntgefärbten Wickelröcke, keine Ketten mit einem Stein, der ihrem Sternzeichen entsprach, kein selbstgestrickter Pullover aus Biowolle von schottischen Hochlandschafen. Dabei gab es Bequemes als die Kostüme, in die sie sich bereits während des Studiums gezwängt hatte.

Wahrscheinlich war sie deshalb Naturwissenschaftlerin geworden, hatte Biologie studiert, das Verhalten von Ameisen und Wölfen analysiert und vor zwei Jahren den Job am »International Institute for Epigenetics« in Köln angenommen. Sie wollte Beweise finden, die wirklichen Gründe für das Verhalten von Tier und Mensch, anstatt wie ihre Mutter nach falschen Göttern und ihren Propheten zu suchen.

Ihre Mutter hatte sie dafür immer nur ausgelacht. Sie warf Lena vor, nicht zu verstehen, dass es noch mehr zwischen Erde und Himmel gab als seelenlose Moleküle.

»Deine ganze Forschung. Was soll das eigentlich?«, hatte sie Lena während ihrer Arbeit mit Ameisenstaaten einmal gefragt. »Meinst du wirklich, eine Frau, die sich mit Ameisen beschäftigt, findet mal einen Mann? Wenn ich einen Typen kennenlernen würde, der den ganzen Tag in einem Labor voller Ameisen sitzt ... Ich glaube, es würde mir ständig überall kribbeln.«

Das musste gerade sie sagen, sie, die von Lenas Vater verlassen worden war, als Lena gerade sechs Jahre alt war. »Mama, wäre es dir lieber, ich würde in einer Fischfabrik arbeiten?«

»Na ja ...« Ihre Mutter nahm Lenas rhetorische Fragen gerne ernst oder tat zumindest so, natürlich nur, um sie noch weiter auf die Palme zu bringen. »Eine heiße Dusche und gut. Aber Ameisen? Da entsteht was im Kopf. Das kann man nicht einfach wegwaschen.«

»Und wenn ich gar keinen Mann will?«

Ihre Mutter hatte nur dumm gelacht. »Schätzchen. Du willst einen. Glaub mir. Nur weil dein Vater ein Idiot ist, heißt das noch lange nicht, dass du auf einen verzichten könntest. Das steckt in unseren Genen. So wie du auch Kinder haben möchtest. Aber das solltest du als Biologin eigentlich besser wissen als ich.«

Astrid bog in einen Schotterweg ab. Kurz darauf erreichten sie einen kleinen Parkplatz, hinter dem zwischen vereinzelt Bäumen die Ostseeküste vor ihnen auftauchte. Die Landschaft erschien in der Abenddämmerung in unterschiedlichen Blau- und Grautönen. Auf dem Wasser war keine Welle zu sehen. Das Meer wirkte wie ein großer, dunkler See.

Astrid stellte den Motor aus und stieg aus. »Komm, das musst du sehen.«

Lena öffnete die Autotür. Die frische, kalte Abendluft kam ihr entgegen. Es roch nach Harz, Laub und ein wenig auch nach Meer. Sie folgte Astrid, die auf einem kleinen Pfad in Richtung Wasser hüpfte wie ein kleines Kind.

»Nice, oder?«, fragte Astrid ein wenig verträumt, als Lena bei ihr angekommen war. Sie hatte sich auf einen großen, flachen Stein gestellt und ließ ihren Blick über das Wasser schweifen. Lena gesellte sich neben sie auf den Stein. Die friedliche Abendstimmung inmitten dieser scheinbar fast unberührten Natur war wirklich atemberaubend.

»Ja, wunderschön«, gab ihr Lena recht. Seit sie wieder in der Großstadt wohnte, vermisste sie die Natur immer häufiger.

Auch sie ließ ihren Blick über das Meer und die Landschaft schweifen. Sie schaute zu Astrid, die ihre Augen geschlossen hatte und tief durchatmete. Als sie die Augen

wieder öffnete, war da dieser Ausdruck in ihrem Gesicht, der Lena schon vor einer Woche aufgefallen war, als Astrid sie im Gerichtsgebäude in Köln angesprochen hatte. Sie schien auf etwas in weiter Ferne konzentriert, wie eine Sängerin in Ekstase, die vollkommen in ihrem Gesang aufging. Menschen bekamen in solchen Momenten eine ganz bestimmte Aura, die weit über ihre äußerliche Schönheit hinausging. Überhaupt gefiel ihr Astrid. Obwohl sie sich kaum kannten, spürte sie eine gewisse Vertrautheit und Nähe, ohne benennen zu können, woran das lag.

»Und trotzdem will ich weg von hier«, sagte Astrid plötzlich. Die Sanftheit war aus ihrem Gesicht verschwunden.

»Und warum?«

»Die Enge ... Ich weiß auch nicht.« Sie sah zu Boden, dann zu einer kleinen bewaldeten Insel in nicht allzu weiter Ferne. »Wollen wir weiter?«

Lena kam es vor, als wollte Astrid nicht über den wirklichen Grund sprechen. Auch der plötzliche Aufbruch sprach dafür. Also hakte Lena nicht weiter nach. Dabei hätte sie es an diesem Ort durchaus noch ein wenig länger ausgehalten.

»Nur noch gute zehn Minuten«, sagte Astrid. »Dann sind wir da.« Sie lachte kurz auf. »In der Hölle.«

»So schlimm?«

Astrid verdrehte die Augen. »Quatsch. War nur ein Spaß.«

»Hölle klingt nicht gerade nach Spaß.«

»Ach.« Astrid strich sich ihre Haare aus dem Gesicht. »Es ist nur so: *Insovit* hat die Menschen verändert. Das sehe zumindest ich so. Aber urteile selbst.« Mit einem Satz war sie von dem Stein gesprungen. Sie drehte sich ein paarmal um sich selbst und rannte zurück in Richtung Wagen. »Komm, weiter. Du wirst schließlich erwartet.«

Sie stiegen ins Auto, und Astrid lenkte den Wagen zurück auf die Straße, von der sie abgebogen waren. Kurz danach erreichten sie über einen kleinen Damm die Insel, die sie vom Parkplatz aus gesehen hatten, der eine weitere dem Festland vorgelagerte Insel folgte. Von dieser führte schließlich eine lange Brücke auf eine weiter im Meer liegende größere Insel – das musste ihr Ziel sein.

Am Ende der Brücke wurde die Fahrbahn einspurig. Auf der linken Fahrspur befand sich eine abgegrenzte Baustelle. Im Licht von mehreren großen Scheinwerfern arbeiteten dort zwei Männer. Astrid reduzierte das Tempo. Während der eine Arbeiter damit beschäftigt war, Säcke mit Baumaterial zu stapeln, stemmte der andere eine schwere Eisenstange von einem Lastwagen.

Astrid fuhr jetzt so langsam, dass sie fast anhielt. Sie nickte in Richtung der Männer. »Wie alt schätzt du die?«, fragte sie Lena.

Lena sah sich die Männer genauer an. Den Falten nach zu urteilen, hätte sie sie um die sechzig geschätzt. Doch von der Art her, wie sie sich bewegten und das schwere Material schleppten, mussten sie deutlich jünger sein. Wahrscheinlich waren ihre Gesichter nur durch die harte Arbeit, die Sonne und die raue Meeresluft früh gealtert.

»Schwer zu sagen. Anfang fünfzig?«, riet sie.

»Sie sind beide fast siebzig.«

Lena konnte es kaum glauben, sie musste noch einmal genauer hinsehen. »Und das kommt von *Insovital*?«

Astrid nickte. »Das Mittel ist schon krass. Sonst würden es sicherlich nicht so viele freiwillig nehmen, noch immer. Anfangs waren es gerade mal zweihundert. Inzwischen nimmt es mehr als die halbe Insel. Unser Oberindianer, Ole Granqvist, der Bürgermeister, ist fünfundachtzig und denkt noch gar nicht an den Ruhestand, so fit fühlt er sich. An der gesunden Ernährung liegt das zumindest nicht. Wir essen

hier viel Fleisch und Kartoffeln, gerne fettig, wenig Gemüse.«

»Wirklich beeindruckend«, murmelte Lena.

Astrid beschleunigte leicht das Tempo, bremste aber gleich wieder ab, weil sich plötzlich ein großer, stämmiger Mann mitten in den Weg stellte. Mit hochgehobenen Händen gab er zu verstehen, dass sie anhalten mögen. Dann kam er zur Fahrerseite und beugte sich zum Fenster hinab. Astrid ließ die Scheibe runter.

Da sie Schwedisch miteinander sprachen, verstand Lena nichts von der Unterhaltung. Was sie allerdings trotzdem sofort begriff, war, dass es um sie ging. Der Mann begann irgendwann wild zu schimpfen und zeigte zurück in Richtung Festland, woraufhin ihm Astrid nur einen Vogel zeigte. Dann, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass er noch mit ihr sprach, drückte sie auf den Knopf für den Fensterheber und fuhr los.

Lena drehte sich um und sah, wie der Mann zu einem riesigen Pick-up rannte, der am Ende der Baustelle geparkt war. Er riss die Fahrertür auf und sprang hinein.

»Wer war das?«, fragte Lena Astrid. Die Situation war ihr höchst unangenehm gewesen, zumal sie nicht verstanden hatte, worum es ging.

»Lars Åberg. Ein totaler Idiot.«

»Und was wollte er?«

»Wissen, wer du bist.«

»Und was hast du gesagt?«

»Dass ihn das nichts angeht.«

»Aber warum interessiert ihn das überhaupt? Und warum hält er uns an, wie in einer Polizeikontrolle?«

»Weil er ein Arschloch ist«, sagte Astrid. Lena bemerkte, wie sie in den Rückspiegel schaute. Ihr Blick verfinsterte sich. Dann gab sie Gas. Lena drehte sich nochmals um und sah, wie der Pick-up von Åberg gerade auf der Brücke

drehte. Astrid fuhr jetzt alles andere als gemütlich. Aber warum? Hatte sie Angst davor, dass dieser Typ sie verfolgen würde? Und wenn ja, weshalb?

Sie erreichten die Insel. Astrid blickte immer wieder in den Rückspiegel. Auch Lena beobachtete, wie der Pick-up weiter aufholte. Sie rasten um eine scharfe Kurve, und ihr Verfolger war für einen Moment nicht zu sehen, was Lena jedoch nicht wirklich beruhigte, denn er würde wohl sicher bald wieder hinter ihnen auftauchen.

»Was will er von uns?«, fragte Lena nervös.

Sie bekam keine Antwort. Astrid beschleunigte immer mehr. Sie waren zu schnell, um Schlaglöchern auszuweichen, und es gab einen dumpfen Schlag und einen Knall, der so laut war, dass Lena für einen Moment die Befürchtung hatte, eine der Achsen könnte gebrochen sein. Der gesamte Inhalt der Mittelkonsole flog durch die Luft.

»Halt an, verdammt noch mal! Du bringst uns ja um!«, schrie Lena panisch. Ihr Herz schlug ihr bis zum Hals. Ihre Hände waren feucht vor Schweiß. Was immer der Mann auch von ihnen wollte, es konnte nicht schlimmer sein, als mit dem alten Volvo vor dem nächsten Baum zu landen.

Astrid reagierte nicht, sondern brüllte nur: »Festhalten!« Eine Sekunde später direkt nach einer Kurve löschte sie die Scheinwerfer und bremste abrupt, riss das Steuer herum und schlitterte in einen kleinen Seitenweg. Für einen Moment hatte Lena das Gefühl, dass Astrid die Kontrolle über den Wagen verloren hatte. Doch das Gegenteil war der Fall. Schon setzte sie zu einer neuen scharfen Kurve an und beschleunigte noch einmal. Lena, die in der düsteren Umgebung kaum etwas ausmachen konnte, stieß einen spitzen Schrei aus. Dann erkannte sie, dass sie direkt auf eine riesige Lagerhalle zufuhren, die hier mitten im Wald stand. Hinter der Halle angekommen, brachte Astrid den Wagen endlich zum Stehen.

»Bist du denn total übergeschnappt!«, schimpfte Lena auf sie ein. »Du hättest uns umbringen können. Und was will der Typ überhaupt? Warum hat er uns verfolgt?«

Astrid antwortete nicht, sondern sprang aus dem Wagen, rannte bis an das Ende der Halle und spähte dort um die Ecke. Wenn der Mann sie tatsächlich verfolgte, wovon Lena fest ausging, und mitbekommen hatte, dass sie abgebogen waren, musste er jeden Moment auftauchen. Doch das tat er nicht. Lena wartete. Dann beschloss sie, Astrid, die immer noch am Ende der Lagerhalle stand, zu folgen.

»Er ist vorbeigefahren«, sagte Astrid, als Lena bei ihr ankam. Sie wirkte weniger erleichtert als vielmehr belustigt, fast triumphierend. Lena dahingegen steckten die halbsbrecherischen Manöver von Astrid immer noch in den Gliedern.

»Schön, dass dich das so erheitert. Ich finde es eher weniger amüsant.«

»Sorry«, entschuldigte sich Astrid. »Aber das musste sein. Der ärgert sich jetzt bestimmt schwarz.« Sie hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, da waren Motorengeräusche zu hören, die sich näherten. Dann sah man die Lichtkegel von Scheinwerfern.

»Zurück!«, zischte Astrid.

Lena sprang zusammen mit Astrid zurück hinter die Halle. Von dort aus spähten sie um die Ecke. Sie sahen, wie der Wagen sein Tempo reduzierte, um kurz darauf auf dem Weg vor der Halle stehen zu bleiben. Sie hörte, wie eine Wagentür ins Schloss fiel. Durch die wenigen Bäume hindurch konnten sie beobachten, wie Åberg um seinen Wagen herumging und mit einer großen Taschenlampe in ihre Richtung leuchtete. In der anderen Hand trug er ein Gewehr.

Lena duckte sich instinktiv zu Boden. »Und jetzt?«, flüsterte sie Astrid panisch zu. »Der will doch nicht nur

reden!«

Astrid hielt ihren Zeigefinger an die Lippen. Dann schaute sie noch einmal vorsichtig um die Ecke, zog ihren Kopf jedoch sofort wieder zurück.

Lena begann hektisch ihr Handy aus ihrem Mantel zu kramen. Als sie es herausgezogen hatte, schüttelte Astrid nur den Kopf. Doch Lena sah das anders. Sie begann die Ziffern für den Notruf einzugeben, auch wenn ihr im selben Augenblick klar wurde, dass jede Hilfe zu spät kommen würde. Verdammte Insel! Bis hier ein Polizist auftauchen würde, vergingen bestimmt Stunden. Was passierte eigentlich gerade? Und wo war sie hier nur gelandet? Sie musste an Astrids zuvor so beiläufig ausgesprochene Worte denken: »Dann sind wir da – in der Hölle.«

## 4

### ***Sechs Tage zuvor*** **Freitag, 19. Oktober 2029** **Köln**

Im Gerichtssaal 225 des Kölner Landgerichts war es noch ruhiger geworden. Kein Rascheln mehr, kein Flüstern, nicht mal ein leises Räuspern. Alle Blicke waren auf Lena gerichtet. Sie sah zu dem vorsitzenden Richter auf, einem älteren, kleinen Mann mit einer schwarzen Lesebrille auf der Nase, der sie streng musterte. Sein Gesichtsausdruck war dem Thema, das hier verhandelt wurde, durchaus angemessen. Sein Blick gab ihr allerdings das Gefühl, als wäre sie die Angeklagte – dabei war sie nur die Sachverständige des Klägers, die vom Institut geschickt worden war, um diesen Termin wahrzunehmen.

»Frau Dr. Bondroit, wir kommen nun zu der entscheidenden Frage bezüglich der Behauptung des Klägers. Können Sie uns erklären, ob und, wenn ja, wie Traumata vererbt werden können?«

Lena wandte sich in Richtung des Beklagten. Den Kopf gesenkt, starrte er auf den Tisch. Lediglich als sie den Saal betreten hatte, hatte er kurz zu ihr aufgesehen, mit den glasigen Augen eines alten, gebrochenen Mannes und einem leeren Blick, der davon zeugte, dass der Mann sich bereits mit einem Fuß auf der anderen Seite des Styx

befand. Abgesehen von seinem Vermögen machte er den Eindruck, dass es nichts gab, was man ihm noch nehmen könnte.

»Was wir an unserem Institut, aber auch Forscher an anderen Einrichtungen, immer wieder nachweisen konnten«, begann Lena, »ist, dass Traumata biochemische Veränderungen im Körper hervorrufen können. Das ist nicht weiter verwunderlich. Stellen Sie sich vor, Sie sind andauerndem Stress ausgesetzt. In Stresssituationen produzieren wir bestimmte Stoffe. Muss der Körper dies ständig tun, wird er sich anpassen, um dieser Aufgabe besser gerecht zu werden. Es ist am Ende wie bei einem Muskel, der größer wird, wenn wir ihn ständig benutzen. Nicht nur unser Gehirn lernt, sondern unser gesamter Körper. So entstehen dauerhafte Veränderungen in der Biochemie eines Menschen.«

»Verstanden. Das erklärt die biochemischen Veränderungen im Blut des Vaters des Klägers. Aber ...«, der Richter hob seinen Finger, »... noch nicht beim Kläger selbst. Dazu müssten diese Veränderungen vererbt worden sein. Und eine Vererbung erfolgt doch über die Keimzellen – also über die DNA, die in Spermien und Eizellen enthalten ist. Aber die Keimzellen wurden nicht genetisch verändert. Oder verstehe ich da was falsch?«

»Das ist keineswegs falsch, es verhält sich nur etwas komplexer. In den Keimzellen ist der Bauplan für sämtliche Zellen enthalten, der über die DNA weitergegeben wird. Es stellt sich allerdings die Frage, ob sich biochemische Veränderungen in unserem Körper eben auch auf die Keimzellen auswirken können, und zwar dergestalt, dass diese Veränderungen auf die nächste Generation übertragen werden. Und das ist der Fall.«

»Über die DNA?«

»Im Fall von Traumatisierungen nicht.«

Der Richter schob erstaunt seine Augenbrauen nach oben. »Aber die Vererbung erfolgt doch über die Gene?«

»Richtig, aber nicht ausschließlich«, erklärte Lena. »Dürfte ich zum besseren Verständnis vielleicht ein wenig ausholen?«

»Ich bitte darum.«

Lena holte Luft. »Im 18. Jahrhundert gab es einen berühmten Biologen mit dem Namen Jean-Baptiste de Lamarck. Er erklärte die Evolution der Rassen mit Lernprozessen innerhalb des Körpers, die zu Anpassungen an spezifische Gegebenheiten der Umwelt führen. Den langen Hals einer Giraffe würde er damit begründen, dass sie ihn ständig strecken musste, um an die hohen Blätter eines Baumes zu gelangen. Lange Jahre hat man sich über diese Theorie lustig gemacht. Man folgte mehr der Theorie von Charles Darwin. Ihm zufolge entstanden Giraffen, weil es bestimmte Vorfahren dieser Gattung gab, deren Häuse, aufgrund einer genetischen Mutation, etwas länger waren. Diese Individuen hatten einen klaren Überlebensvorteil, weil sie auch an die Blätter herankamen, die an höheren Ästen wuchsen. Es war also wahrscheinlicher, dass Giraffen mit einem längeren Hals überlebten und besser genährt waren als die ohne. Und damit waren sie die Individuen, die sich am ehesten vermehren konnten und damit ihre Gene an die nächste Generation weitergaben.«

»Survival of the fittest, das ist uns wohl allen bekannt. Und jetzt hat man herausgefunden, dass diese Theorie falsch ist?«, fragte der Richter.

»Nein«, sagte Lena. »Aber man hat herausgefunden, dass Lamarck in gewisser Weise ebenfalls recht hatte. Wir wissen heute, dass sich auch unser Verhalten, unsere Erfahrungen und unsere Ernährung auf die Keimzellen auswirken können. Nicht direkt auf die Gene, die sehr starr sind, sondern auf Strukturen und Elemente um die Gene

herum, unter anderem sogenannte Histone und epigenetische Faktoren. Wir sprechen hier von der Epigenetik.«

»Und wie funktioniert das genau?«, fragte der Richter interessiert nach.

Lena suchte nach einem passenden Bild, um weder den Richter noch die übrigen Personen im Saal mit unnötigen Fachbegriffen zu verwirren. »Sie müssen sich die Zellen wie kleine Fabriken vorstellen. Und die Gene sind innerhalb der Zellen die Steuerzentralen. Sie entscheiden darüber, was eine Zelle genau tut oder auch nicht. Das sind je nach Zellart sehr unterschiedliche Aufgaben. Beispielsweise können bestimmte Zellen dafür sorgen, dass ein Stoff produziert wird, der uns in Stress versetzt. Ob die Steuerzentralen die Produktion dieses Stoffs starten, hängt allerdings davon ab, dass bestimmte Knöpfe auf diesen Steuerzentralen gedrückt werden. Man spricht hier auch davon, dass die Steuerzentralen, also die Gene, aktiviert werden müssen. Dafür sind epigenetische Faktoren zuständig – eine Art Mitarbeiter, die die Steuerzentralen bedienen. Wenn diese Mitarbeiter beeinflusst werden, drücken sie unter Umständen die Knöpfe nicht mehr. Oder zu oft. So dass die Steuerzentrale einer Zelle die Produktion eines Stoffes sehr unterschiedlich ausführt, je nach Aktivierungsgrad durch diese epigenetischen Faktoren. Und diese Faktoren können vererbt werden.«

»Moment.« Der Richter überlegte kurz. »Lassen Sie mich das, was Sie gerade gesagt haben, noch einmal kurz mit meinen eigenen Worten zusammenfassen und auf unseren konkreten Fall anwenden. Ein wichtiger Mitarbeiter, der bestimmte Knöpfe drücken muss, ist in der Fabrik des Vaters des Klägers ausgefallen. Und so fehlt dieser Mitarbeiter jetzt auch in der Fabrik seines Sohnes?«

»Ganz genau«, bestätigte Lena.

»Womit es aufgrund dieser neuen Erkenntnisse der Forschung als bewiesen angesehen werden kann, dass die Depressionen meines Mandanten auf die Traumatisierungen seines Vaters zurückzuführen sind«, stellte der Anwalt des Klägers zufrieden fest.

»Widerspruch«, meldete sich der Beklagtenanwalt zu Wort. Lena war ihm schon einmal in einem anderen Prozess begegnet. Er gehörte einer renommierten Anwaltskanzlei aus Frankfurt an, die vor allem auf Arzthaftungsfragen spezialisiert war. Er war ein blitzgescheiter Mann, mit dem man sicherlich einen unterhaltsamen Abend verbringen konnte, den man sich jedoch nur ungern als Gegner in einem Prozess wünschte. »Es *könnte* sein, dass es so gewesen ist. *Bewiesen* ist dieser Umstand damit noch lange nicht.«

»Natürlich ist er das!«, entrüstete sich der Kläger, woraufhin er einen bösen Blick des Richters erntete. Sein Anwalt legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Der Kläger war ein junger Mann Anfang zwanzig. Sein Blick hatte etwas Gnadenloses und ließ weder einen Funken Empathie noch Mitgefühl durchscheinen. Doch war das verwunderlich, nach dem, was der Beklagte dessen Vater angetan hatte? Trotzdem musste Lena einmal mehr feststellen, dass für das Richtige zu kämpfen einen nicht automatisch zu einem sympathischen Menschen machte.

Der Beklagte hatte als junger Mann den Vater des Klägers im Alter von neun Jahren entführt, fünf Jahre lang in einem Kellerverlies gefangen gehalten und sexuell missbraucht. Am Ende hatte er ihn freigelassen. Der Beklagte hatte versucht, sich das Leben zu nehmen, was ihm allerdings misslungen war. Es folgte ein langer Prozess und die Verurteilung zu einer Haftstrafe mit anschließender Sicherungsverwahrung. Der Beklagte hatte

bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr hinter Gittern gesessen.

»Warum nicht bewiesen?«, fragte der Richter.

»Weil«, der Anwalt sah jetzt zu Lena, »und das wird uns die sachverständige Zeugin sicherlich bestätigen können, es mit der Epigenetik nicht ganz so einfach ist wie in dem gerade bemühten Bild. Epigenetische Veränderungen, wenn ich das mal so nennen darf, vererben sich im Gegensatz zu mutierten Genen nicht immer. Oder um bei ihrem Bild zu bleiben: Totgesagte Mitarbeiter können auferstehen.«

Der vorsitzende Richter sah zu Lena. »Stimmt das?«

Sie wog den Kopf hin und her. »Zum Teil. Wir verstehen die exakten Prozesse noch nicht bis ins letzte Detail. Aber es stimmt, dass ein traumatisierter Vater nicht nur traumatisierte Kinder zeugen kann. Hier spielt das Löschen von epigenetischen Informationen eine gewisse Rolle. Früher hat man angenommen, es gibt bei der Zeugung von neuem Leben generell ein ›Zurück auf Null‹. Doch das ist heute widerlegt. Es spricht daher in diesem Fall vieles dafür, dass epigenetische Veränderungen in den Zellen des Vaters an den Kläger vererbt wurden und dessen Depressionen hier ihren Ursprung haben.«

»Verstanden.« Der Richter nickte. »Dennoch die Frage an Sie: Für wie wahrscheinlich halten Sie es, dass die Depressionen des Klägers auf die seines Vaters zurückzuführen sind? Oder anders gefragt: Können Sie eine andere Erklärung zu einhundert Prozent ausschließen?«

Wieder fühlte sich Lena, als säße sie auf der Anklagebank. Sie spürte, wie sie ihre Finger in den gefalteten Händen gegeneinander presste. Konnte sie diese Frage überhaupt seriös beantworten?

»Entschuldigung.« Der Beklagtenvertreter wandte sich an sie, bevor sie antworten konnte. »Ich bin mir nicht